

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 21

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

10. Fortsetzung

Der nackte, kahle Gebärsaal weitete sich zum Paradies. Christine küsste ihren Sohn auf die Stirn:

„Johannes – Hannesli – Bueb – werde wie dein Vater.“

Dann trug man das Kind hinweg. Am Bett Christines blieb nur eine Schwester zurück, die ihr die Hand hielt und den Puls kontrollierte. Nach etwa einer Stunde stand sie auf:

„Ich darf Sie jetzt allein lassen, es ist alles in Ordnung, Sie sind müde und brauchen Schlaf. Am Morgen bringt man Sie dann in Ihr Zimmer, wo der Kleine wartet.“

Ehe sie ging, öffnete sie weit die Fenster. Die linde Luft dieser sternhellen Sommernacht, die allmählich in den ersten Frühschein des neuen Tages hingeglitten, drang herein und trug aus dem ruhenden Park verwehte Rosen- und Tannendüfte in den Raum.

Christine war erschöpft und ermattet, aber sie fand trotzdem keinen Schlaf. Ihre Seele dehnte sich weit, voller Jubel und Dank. Wie rauschender Orgelklang brandete die Seligkeit ihrer jungen Mutterschaft über sie hin. Sie fühlte sich wie auf Flügeln getragen. Tief unter ihr blieben Not und Schmerzen der vergangenen Stunden als schön nicht mehr zu ihr gehörend. Ihre offenen Augen schauten in lichte, blühende Gefilde kommenden Glücks. Ihre Hände formten sich zu runden Schalen, als hätten sie das kleine Körperchen und Köpflein darin zu bergen.

„Johannes – Hannesli“ flüsterte sie wieder und wieder. Und als der Name ihres Kindes so ganz in sie eindrang und ihr verkündete, dass ihr höchstes Sehnen nun Wirklichkeit geworden war, kam ein leiser, heller Jubelruf über ihre Lippen.

Ein leiser, heller Lock- und Jubelruf antwortete ihr von draussen. Ein Vogel war in seinem Nest erwacht und übte seine Stimme. Ein zweiter machte es ihm nach, dann ein dritter und vierter – schüchtern noch und wie verschlafen. Und dann erwachte der ganze Park. Die Tannen rauschten stärker – die Rosen dufteten kräftiger – die ersten Silberstreifen spannten sich am Himmel – und das ganze Vogelkonzert nahm an Wohlklang und Stärke zu. Das sang und jubelte in den jungen Morgen hinein. Die Vögel, die Blumen und die Bäume vereinten sich zu einer Lobeshymne an den Schöpfer allen Lebens, und alles war neu und unberührt und schien vollkommen wie am ersten Tag, da Gott die Welt erschaffen, und da alles gut war.

Christine lag mit gefalteten Händen. Sie lauschte und lächelte und die Tränen liefen ihr über das Gesicht. Sie dachte an ihren Mann – wenn er diese Stunden mit ihr hätte erleben dürfen!

So wurde es Tag. Von ferne hörte man das Hupen der Autos und die Geräusche der Stadt. Im Haus wurde es lebendig. Türen gingen. Zwei Schwestern kamen und brachten Christine Kaffee und frische Brötchen. Wie das schmeckte, wie sie sich jung fühlte und stark!

Voller Behagen liess sie nachher die Morgentoilette über sich ergehen. Ihre Haare wurden frisch gekämmt und geflochten, und die Schwestern erzählten ihr dabei, dass der kleine Johannes sieben Pfund wiege und so schön gemodelt wie ein Engelchen sei.

Dann wurde zu ihrer Freude und Erleichterung das kurze, hässliche Spitalhemd ausgezogen, sie durfte nun wieder ihre eigene Wäsche tragen. Der Wagen auf Gummirädern wurde herangerollt.

„Machen Sie sich ganz steif, wir tragen Sie gut.“

Vier starke Arme hoben sie vom Bett der Schmerzen auf den Wagen. Die Türe des Gebärsaales fiel hinter ihr zu.

Und wieder rollte der kleine Wagen in den Lift – durch die hellen Korridore.

Die ersten Besucher kamen. Männer mit beklemmten, ängstlichen Gesichtern. Christine sah sie im Vorübergleiten:

„O ihr Bettler“, triumphierte sie, „wie wenig wisst ihr doch, wie gross ist eure Armut, dass ihr nie und ewig nie auch nur nachempfinden könnt, was wir Mütter erleben!“

Wie eine Königin liess sie sich in ihr Zimmer fahren, in das weiche, gute Bett hineinlegen und zudecken.

Neben dem grossen Bett stand nun das kleine. Hinter den weissen Vorhängen auf einem Spreukissen, warm zugedeckt, lag Johannes. Dunkle Härtchen ringelten sich am Köpflein, die winzigen Fäustchen hielt er an das rosige Gesicht gepresst. Leise, leise ging sein Atem, in des die Seele – nur zögernd einem harten Gesetz gehorchnend – sich auf die Wanderung machte in den irdischen, sterblichen Leib, ins irdische, vergängliche Da sein hinein.

2

Georg Fehlmann, der Armenpfleger, meditierte ein wenig in seinem Bureau, als er vernahm, dass die Frau seines verstorbenen Kollegen am 28. Juni einem Sohn das Leben gegeben hatte:

Der 28. Juni 1919 war der Tag, an welchem der Friedensvertrag unterschrieben worden war. Kein guter Friede – und also auch kein guter Tag!

Vielleicht steht der kleine Johannes von heute in zwanzig oder mehr Jahren als Soldat irgendwo an der Schweizergrenze, um, gleich der Generation seines Vaters, mit dem Gewehr in der Hand für das geliebte Vaterland zu wachen.

Jedenfalls beschloss der gemütvolle und warmherzige Mann, der Witwe zur Geburt ihres Sohnes einen Blumenstrauß zu schicken.

*

Christine verfügte nach ihres Mannes Tod über eine Lebensversicherungssumme, die einen Zins von sechshundert Franken jährlich abwarf, sowie über eine Pension, die ihr erlaubte, das Häuschen zu halten und mit ihrem Kinde ganz besehden zu leben.

Und so ging das Leben im Haus Nr. 7 an der Höhenstrasse weiter. Durch dieselbe Türe, da man Hermann Keller hinausgetragen, trug Christine ihren Sohn herein. Die Lücke schloss sich. Der Alltag forderte sein Recht. Wohl gab es Stunden, schwere, dunkelverhangene Stunden, da die Frau den Mann vermisste und um ihn klagte. Aber das Muttergefühl nährte sich an solchem Leid, wurde mächtig und schliesslich übermächtig, so dass nichts anderes mehr Platz daneben fand.

An schönen Tagen stand das Korbwägelchen des kleinen Johannes vom Morgen bis zum Abend im Garten. Der Gesang der Vögel, das Summen der Biene und Käfer, das Spiel der tanzenden Sonnenstrahlen, Blumenduft und Himm

Altes Herz und neuer Mai

Alter Garten, altes Haus,
Aber Blust bis obenaus
Was nur jede Mauer hält,
O du alt und neue Welt!

Alte Erde, alte Wand,
Doch von neuem Lenz umspannt:
Altes Herz und neuer Mai!
Altes Herz, wohl, es sei!

Walter Dietiker

melsglanz kennzeichneten die erste Lebensstation des neuen Weltenbürgers.

Wenn Christine über die Gartenwege schritt, bei dem Wägelchen wie in An dacht versunken stand, oder das Kind heraus hob und ihm in einem stillen, geschützten Winkel des Gartens die Brust reichte, so war sie Vater, Mutter und Madonna zugleich – schützend, liebend, behütend, sich verschenkend mit immer neuer Hingabe.

*

Johannes Keller wurde in der protestantischen Kirche zu Altenheim getauft. Doktor Haller und seine Frau standen ihm Paten.

Unter den Bekannten Christines hieß es, sie hätte weit und breit das schönste Kind. Wenn Doktor Haller es irgendwie richten konnte, kam er um 5 Uhr abends schnell in das Haus an der Höhenstrasse zur Bade- und Wickelzeremonie. Dann nahm er das frisch gebadete splitter-nackte Büschchen auf die flachen Hände und betrachtete es jedesmal von neuem bewundernd.

„Ein Prachtskerl! Das vollkommenste Kind, das ich je in den Händen gehalten.“

Die Härchen von Johannes waren schwarz, tiefblau waren seine Augen. Je älter das Bübchen wurde, um so auffälliger wurde der Kontrast, so dass niemand in dieses Gesichtlein und in diese Augen sah, ohne in seinem Innern von solcher Schönheit und Eigenart berührt zu werden.

Die blauen Augen des kleinen Johannis schienen immer zu lachen. Selbst von dicke Tränen darin aufstiegen und die Bäcklein herunterkollerten, vermeinte Christine in ihrer tiefsten Tiefe noch den Schelm zu sehen.

Es ergab sich oft, dass sie ihr Kind im Schosse hielt und nichts weiter getan wurde, als dass sie sich in die Augen schauten. Wenn dann in den grossen Kinderäugn das stumme Lachen wie eine Sonne aufging, kamen der Mutter Tränen unaussprechlichen Glücks, weil sich ihre Seele von der Seele ihres Kindes berührte fühlte.

So oft sich Christine im Zimmer bewegte und Johannes wach in seinem Korbwagen lag, folgten ihr seine Augen überall hin. Oft zog sie den Vorhang oder stellte den Wagen so, dass er sie nicht mehr erreichen konnte. Aber dann hörte sie am Knarren des Korbgeflechtes, wie das Kind sich anstrengte und mühete, sein Köpflein zu heben, um nach der Mutter zu sehen.

Mit sieben Monaten sass der kleine Kerl, zwar wacklig noch und von Kissengestützt, aber er sass und strahlte vor Seligkeit – er hatte es geschafft!

Die Entdeckung seiner Füsse und Zehen war eine weitere Eroberung in seiner Welt. Stundenlang konnte er die so beweglichen Herrlichkeiten bestaunen und lange Vorträge darüber halten. Seltsam war, dass sein Geplauder eine ganz andere Tonart bekam, sozusagen eine Nu-



Naturstudie in der Schulstube



Ein stadtbernischer Lehrer hat, dem Anregungsgedanken für die Unterrichtsarbeit Rechnung tragend, in seinem Schulzimmer einen elektrischen Ameisenhäuter geschaffen, d. h. einen Kasten, in welchen er ein Stück Waldboden samt einem Ameisenhaufen und den Pflanzen und Pflänzchen, die darum wachsen, versetzte. Damit die Ameisen gezwungen sind, im Kasten zu bleiben und nicht etwa die ganze Schulstube bevölkern, hat der Lehrer den oberen Rand dieses Ameisenkastens und der Ameisenbrücke, die in einen separaten Beobachtungskästen führt, mit einer ladbaren elektrischen Leitung versehen, bei deren Berührung die Ameisen für einige Zeit betäubt wieder in den Kasten zurückfallen. An diesem Kasten haben die Stadtschüler, die oft wochen-, ja monatelang nicht in den Wald hinaus kommen, Gelegenheit, aus nächster Nähe das Leben und Treiben der Ameisen zu beobachten, also ihre Beobachtungsgabe täglich zu üben. Das Interesse, das die Schulkinder diesen Insekten, die so vorbildlich zur Gemeinschaftsarbeit und Staatenbildung veranlagt sind, entgegenbringen, ist sehr gross. Der christliche Grundsatz «Gehe hin zur Ameise», wird hier durch einen Jugenderzieher der heranwachsenden Jugend erschlossen. Unser Bild: Blick in den Ameisenhäuter. Eine elektrische Lampe ersetzt hier die Sonnenstrahlen, in deren Wärme die Ameisen ihre Eier ausbrüten lassen können. (Photopress)

ance tiefer und gemässigter, wenn Besuch oder sonst jemand ans Bettchen trat. War es aber die Mutter, dann sprang das Stimmlein wie ein Lerchentriller jauchzend in die Höhe und Ärmchen und Beinchen winkten und flatterten wie lustige Wimpel dazu.

Des Nachts stand der Korbwagen neben Christines Bett. Jeden Abend nach dem letzten Trockenlegen und der letzten Flasche nahm die Mutter ihr Kind ans Herz. Diese Stunde vor dem Einschlafen gehörte ihr und dem Kind allein. Sie hielt es in ihren Armen, sie bettete sein Köpfchen in ihre Hand, und dann sang sie ihm leise, leise ihre Lieder. Lieder, die sie in der Jugendzeit mit ihrer Mutter gesungen hatte. Volkslieder aus jenen

Stunden, da sie mit ihren Freundinnen im Dorf auf der Kirchenmauer gesessen – Lieder, wie sie ihr gerade in der Erinnerung auftauchten und sie beglückten.

Sie sang von der Uhr, die stillgestanden, und die sie zum Meister bringen wollte. Sie sang vom Pfalzgrafen am Rhein, der drei schöne Töchter hatte – vom König in Thule – von den beiden Königskindern, die nicht zusammenkommen konnten, weil das Wasser so tief war.

Der kleine Johannes lag mäuschenstill am Herzen der Mutter. Kaum war sein Atem zu hören, so sehr gab er sich der Süsse dieses Gesanges, der Nähe und Wärme der beschützenden Liebe hin.

Zum Abschluss sang Christine regel-

mässig das Schlafliedchen von den Rosen und Nägelein und vom lieben Gott. Dann tat der kleine Johannes einen langen, tiefen Atemzug, denn er wusste, dass die Seligkeit für diesmal aus war und dass nun die Trennung kam. Es folgte noch die allerletzte Zeremonie, und Christine sagte:

„So, jetzt wollen wir den Hannesli wie ein Kästlein abschliessen, damit er nichts mehr hören und sehen kann.“

Sie küsste seine Stirne, seine Augen, das Näschen, die Ohren und zuletzt den kleinen Mund. Sie legte das Kerlchen, das nun steif und unbeweglich in ihren Armen lag, in den Korbwagen zurück. Auf dem Kindergesichtchen lag jetzt ein Ausdruck unglaublicher Schlauheit und nichts hätte ihn bewegen können, die Augen oder den Mund noch einmal zu öffnen, nachdem er von der Mutter „geschlossen“ worden war.

Johannes zeigte sich bald noch auf eine andere Weise konsequent: die „spa-

nische Grippe“, die Europa nun treu bleiben sollte, tauchte wieder auf, diesmal mit wenig Opfern und für die meisten ganz ungefährlich. Christine musste sich legen, auch der Bub fieberte. Als Doktor Haller beide untersuchte, stellte er fest, dass Mutter und Kind genau im selben Grade erkrankt waren und genau dieselben Krankheitserscheinungen zeigten. Eine Schwester pflegte die beiden während 14 Tagen. Eines Morgens meinte der Arzt lachend:

„Ich brauche eigentlich nur noch eines von euch zu untersuchen, das Kind reagiert wie die Mutter, die Mutter reagiert wie das Kind – ein eigenartiger Fall.“

Zur selben Stunde hatten beide kein Fieber mehr, und am selben Tag waren beide gesund.

Heidi aus dem Doktorhaus kam fast täglich, Johannes zu besuchen oder mit ihm auszufahren. Auch Frau Hanna kehrte oft bei der Freundin ein. Einmal, nach solch einem Besuch, sagte sie zu ihrem Mann:

„Ich habe drei Kinder und ich glaube, es ist bei uns alles in Ordnung und es ist alles gut. Und doch, wenn ich bei Christine und ihrem Johannes bin, dann scheint mir etwas zu fehlen – ich weiss nicht was. Dieses Mutterglück ist einfach vollkommen – fast beängstigend vollkommen.“

Als Johannes ein Jahr alt wurde, brachte ihm Christine ein kleines Kuchenherz mit einer Kerze. Sofort patschte er mit dem rechten Händchen auf den brennenden Docht und lösche das Licht. Er musste sich dabei ordentlich gebrannt haben, denn das Händchen zeigte nachher einen roten Fleck. Doch kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen, Christine beobachtete nur, wie seine blauen Augen auf einmal nachtschwarz wurden. Da wusste sie, dass eine Trübung im Gemüt ihres Kindes, ein Schmerz, eine Enttäuschung sich zu dunklen Schatten verdichtete und als schwarze Wolke den blauen Himmel seines Augenlichtes verfinsterte.

Nach dem kleinen Erlebnis mit diesem ersten Geburtstagslicht konnte Johannes in der Folge und auf viele Jahre hinaus kein offenes Feuer sehen oder eine brennende Kerze in den Händen halten, ohne dass seine Augen vor Angst schwarz wurden. Bei einem Kinderfest schaute er jedoch glücklich zu, wie die anderen Kinder ihre mit Lichern versehenen Lampions trugen. Sein eigener Lampion aber musste unerhellt bleiben und die Kerze durfte nicht angezündet werden. Trotzdem war seine Freude nicht geringer als die der Kameraden, die stolz ihre brennenden Laternen zeigten.

Das erste Wort, das der kleine Johannes sprechen konnte, war: „Fau“. Nur nach und nach kam Christine darauf, dass es „Frau“ heißen sollte. Damit meinte er sie. Sie hatte sich so unendlich auf das Wort Mutter gefreut, und nun sagte er Frau. Es erschreckte sie ein

wenig und ein leiser Schmerz war dabei, sie wusste nicht warum, doch ein Befreinden war da. Sie gab sich die grösste Mühe, ihm das Wort Frau durch Mutter zu ersetzen, doch umsonst. Nach jedem „Mutter“, das sie langsam und deutlich vorbuchstabierte, sagte er schnell und mit lachenden Augen: „Frau“. Und dabei blieb es jahrelang.

Es war ein eigenartiger Anblick, wenn der schöne Junge seine Ärmchen um den Hals der Mutter legte, seine Wange an die ihre presste und zärtlich gluckste: „Frau“.

Wenn Christine mit dem Büblein spa-zieren fuhr, dann blieben junge und alte Frauen stehen:

„Was für ein schönes Kind“, sagten sie und konnten sich nicht genug tun in ihrer Freude und Bewunderung. Christine wehrte jedesmal erschrocken ab und bat, man möchte die Eitelkeit des Menschleins nicht wecken.

„Das versteht so ein Kleiner noch nicht“, antworteten ihr Unwissenheit und Unverständ. Doch Christine sah, wie dann Johannes plötzlich aufrecht und steif in seinem Wagen sass, wie sich über sein Gesicht ein Zug von Schlauheit und Glückseligkeit breitete, und wie in den blauen Augen wieder jene schwarze Wolke aufstieg und das Licht verdunkelte. Christine lernte neu hinzu, dass nicht nur Enttäuschung und Schmerz, sondern auch Wohlbehagen und Freude die Augenfarbe ihres Kindes zu beeinflussen und zu verändern vermochte.

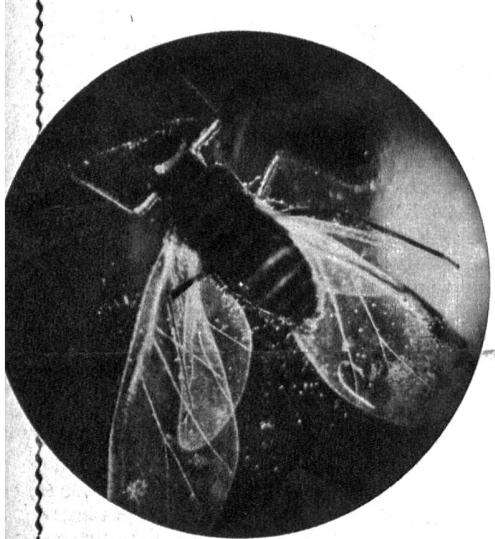
Christine war stets darauf bedacht, Furcht und Angst nicht in das Bewusstsein ihres Kindes eindringen zu lassen. Sie versuchte selbst eine positive Geisteshaltung einzunehmen und dadurch auf Johannes einzuwirken. Sie hatte darmit schon viel erreicht. So kannte der kleine Bub nicht die geringste Scheu, weder vor Menschen noch vor Tieren, selbst ein schweres Gewitter störte ihn am ruhigen Einschlafen nicht; es war einfach alles gut, weil die „Frau“ es gesagt hatte.

Obschon eine eigentliche Grundlage zu dieser Überzeugung fehlte, wirkte Christines Beispiel. Und ihr Ausspruch bei gewissen Gelegenheiten: „Du musst nur nicht daran denken“ – wurde zum Allerweltsheilmittel ernannt.

Ein kleines Erlebnis sollte Christine zeigen, wie praktisch Johannes das „Rezept“ der Mutter anzuwenden verstand, und wie sich dabei herausstellte, dass sie gelegentlich mit vertauschten Rollen spielten.

Es lag herrlicher Schnee auf den Anhöhen über der Stadt. Christine war nie eine Freundin des Sports gewesen. Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren bereiteten ihr geradezu Unlustgefühle. Und doch kaufte sie jetzt einen kleinen Davoserschlitten und zog mit Johannes zum Waldrand hinauf, von wo eine ganz gemütliche und ungebahnte Fahrbahn zum Höhenweg hinunterführte.

(Fortsetzung folgt)



Mikroaufnahme einer fliegenden Blattläuse

Begünstigt durch das anhaltend trockene und warme Frühlingswetter mochte sich eine Unzahl fliegender Blattläuse entwickeln, die in der ersten Maihälfte in wohl noch kaum gesehener Anzahl durch die Strassen und Gassen Berns flogen. Diese vielfach mit Mücken verwechselten Blattläuse sind so klein, dass sie erst recht vor einem dunklen Hintergrund beobachtet werden können. Sie sind wie weiss bepunktet und besitzen vier durchsichtige Flügel, von denen zwei die doppelte Körperlänge der Laus aufweisen. Setzen sie sich irgendwo fest, so können sie sich auf ihren langen Beinen erstaunlich rasch fortbewegen. Machen sie sich dann wieder zum Flug bereit, so breiten sie vorerst sorgfältig die Flügel aus. Ihr Flug scheint ziellos. Am 13. Mai, als dem Regen Westwindböen vorangingen, wurden Abertausende dieser Blattläuse, kleinen Schneeflocken gleich, über und durch Bern gewirbelt und wohl noch weit über das Mittelland hinweg. — Möge der nachfolgende Wetterumschlag diese Schädlinge dezimiert haben! M. F.